

Zeitschrift: Freidenker [1908-1914]
Herausgeber: Deutsch-Schweizerischer Freidenkerbund
Band: 22 (1914)
Heft: 11

Artikel: Gedanken sind zollfrei : Erinnerungen aus der Zeit des Sozialistengesetzes
Autor: Wille, Bruno
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-406450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und soll ihnen alles nichts helfen. Das Volk selbst wird vom Kirchenregiment Rechenschaft fordern.

Die kirchlich-liberale Presse hat sich lediglich auf die Wiedergabe informatorischer Notizen beschränkt, ja den Pastor Luther zum Teil gedeckt, mit Ausnahme der braven „Berliner Volkszeitung“.

Auch im preußischen Abgeordnetenhaus, wo doch jetzt Traub und Graue als hervorragende Vertreter des kirchlichen Liberalismus sitzen, geschah nichts, gar nichts, um die Ungeheuerlichkeit des Falles Luther zur Sprache zu bringen. Wie immer sprang aber unser alter Kämpfer des Freidenkertums Adolf Hoffmann ein und fragte den Minister, ob er Kenntnis von diesen Vorgängen hätte. Herr von Trodt zu Solz begnügte sich damit, wieder die „Nervosität“ des Herrn Luther zur Entschuldigung vorzubringen. Darauf schrieb der Verfasser dieses Briefes an den Minister „eingeschrieben“ „eigenhändig“, daß es sich weniger um die Nervosität, als darum handele, wie Luther diese Nervosität für einen Konfliktfall vorausgesagt habe. Bei der 3. Beratung des Etats am 23. Mai ersuchte Herr Hoffmann nochmals um eine befriedigende Aufklärung — mit besonderer Bezugnahme auf den erwähnten Brief. Der Minister — schwieg. — Ein Volk, das sich Derartiges bieten läßt, verdient die Behandlung, wie wir sie jetzt in Preußen erleben.

Das Gefängnis zum Preußischen Adler.

Von G. Tschirn (Breslau).

Unter diesem Titel veröffentlicht Bruno Wille als „selbsterlebte Schildbürgerei“ das, was ihm vor nun fast 20 Jahren der preußische Staat angetan, was uns allen unvergessen geblieben ist und was unvergeßlich in unsre Geschichte eingegraben steht: seine Inhaftierung wegen Erteilung des freireligiösen Unterrichts. In der Einleitung singt Wille ein Loblied auf die Ferne, die uns alles Große, Scharfe, Harte in Duft und Farbe wandelt, daß es leuchtet wie durchsichtiger Hauch. So aus der verklärten Ferne führt er uns sein Erlebnis heraus. An zwei Jahrzehnte hat er gewartet, um das Lebend-Bittere der damaligen Erfahrungen aufzulösen in goldene Philosophie und goldenen Humor. Man muß fortwährend immer wieder aus Herzensgrund lachen, als ob man eine ganz-spaßhafte Geschichte voll tollsten Ulfes läse. Aber abgesehen von den eingestreuten ernst-philosophisch-dichterischen Zwischenbetrachtungen, erinnert einen doch auch das heiter dargestellte Tatsächliche manchmal daran, daß sich Empörendes zugetragen hat; und im lachenden Munde knirschen die Zähne da leise aufeinander.

Die Erzählung ist zuerst im Feuilleton der Frankfurter Zeitung erschienen. Nun hat der angehobene Verlag E. Diederichs (Gera) dieselbe in Buchform herausgegeben, 240 Seiten stark (Preis 3 Mk. geb. 4 Mk.). Wenn schon manche Beurteiler gemeint haben, das Buch müsse wie eine Bombe in die heut wieder gespannten Verhältnisse unsrer Öffentlichkeit einschlagen, so werden erst recht die Freireligiösen und Freidenker ihre Hände voll begierigen Interesses nach der einzigartigen Historie ausstrecken. Neben den kostlichen Figuren des Friedrichshagener Amtsvoirstehers, der den Inkulpaten verhört, und des Gefangenewärters, Amtsdieners Bosse, den Wille oft grausam in Angstschweiß versetzt, neben all den verblüffenden Einzelheiten des Wille'schen Erlebnisses, die in ihrer Fülle und Drastik nicht einmal angedeutet werden können, sieht der Gesinnungsfreund bekannte Persönlichkeiten in blikartigen Streiflichtern auftauchen, den verstorbenen O. Friederici vom Berliner Gemeindevorstand und Ad. Hoffmann, den Schweizer Konrad (Ziegler), Wilh. Bölsche, Otto Erich Hartleben, Strindberg, die Friedrichshagener Literaten-Solonie. Er fühlt mit Wil-

les Gattin, daß der Gefängnis-Scherz im tiefsten Grunde doch alles Andere, nur kein Scherz gewesen ist. Das Persönliche ist so fesselnd und lebendig, wie das Sachlich-Historische; und Eins ist ins Andere verwoben.

Ich weiß nicht, ob je schon einmal ein hart empfanger Verfolgungsschlag von dem Betroffenen so zum Gegenstand künstlerischen Empfindens und dichterischer Gestaltung gemacht worden ist, wie unser Wille diese Großtat poetischer Kraft vollbracht hat, dank seinem geduldigen Warten und Reisen-Lassen, dank seiner Schau aus der Ferne, aus der Höhenweite aufs Tal, das er einst durchschritten. Diese Art, wie eine geistig-hochstehende Persönlichkeit die Faustgriffe kleinlichster Gewalt überlegen-lächelnd von sich abgleiten läßt, ja sich zum Genüsse verwirkt, ist eine ganz neue Nachweisform für das Vergebliche der Geistesunterdrückung durch Drohung, Zwang und Klerik.

Der freireligiöse Jugendunterricht steht jetzt wieder in allerlei deutschen Staaten auf der öffentlichen und parlamentarischen Tagesordnung. Ich wünschte, der Diederichsche Verlag schicke Willes Buch an ein paar hundert Landtagsabgeordnete und an sämtliche Kultusministerien unsers Vaterlandes, ans preußische natürlich zuerst. Voraußichtlich wird man das Buch aber wohl auch ohnedies in den Ministerien lesen; — ob auch daraus lernen? — die Verlegenheit ist groß!

Gedanken sind zollfrei.

Erinnerung aus der Zeit des Sozialistengesetzes.

Von Dr. Bruno Wille (Friedrichshagen).

Gegen die Lösung „Gedanken sind zollfrei“ verging sich in einer besonders schändlichen Weise das 1878 verhängte und 1890 endlich aufgehobene Ausnahmegesetz gegen die „gemeingefährlichen“ Bestrebungen der Sozialdemokratie. Kein Wunder, wenn es selbst in den Reihen sonst reichstreuer Bürger eine gewisse Opposition erregte. Schriftsteller und Angehörige der „Gelehrtenrepublik“ müssen sich seit Lessing, Schiller, Kant und Fichte völlig klar darüber sein, daß es ebenso ungünstig und erfolglos wie gemein ist, Überzeugungen und politische Bestrebungen mit dem Büttel und Gefängniswärter zu bekämpfen, anstatt rein geistige Waffen anzuwenden. Frei sollen die Ideen mit einander konkurrieren; nur aus einem ungestörten, rein geistigen „Kampfe ums Dasein“ kann die rechte Auslese der tüchtigen Ideen, der Sieg der Wahrheit über den Irrtum, hervorgehn.

Nach Paul Heyses Tode wurde von sozialdemokratischer Seite, von dem durchaus glaubwürdigen Expedienten des „Sozialdemokraten“, berichtet, Henze, der doch gewiß nicht zu den „Genossen“, sondern zu den „nationalen Patrioten“ gehörte, habe sich während des Sozialistengesetzes jahrelang als Deckadresse hergegeben zur Einschüttigung dieser streng verbotenen Zürcher Zeitschrift. Der „Staatsalter Goethes“, der weltberühmte, mit dem Nobelpreis gekrönte Dichter, dem deutsche Fürsten gehuldigt haben, hat sich also nicht allein gegen ein Reichsgesetz systematisch vergangen, sondern geradezu den roten „Ulmstürzern“ geholfen — die Männer gereichte vielen Staatsbürgern zur Bestürzung und sie suchten sich durch Rufe zu helfen wie: „Unglaublich! Erflogen!“ Es gibt aber genug Kenner des Menschenherzens und der Zeitverhältnisse, die von der Masse durchaus nicht verblüfft, sondern zu einem stillen Schmunzeln und Kopfnicken angeregt wurden. Zu diesen gehört der Verfasser dieser Notiz. Auch er weiß von einer Ideen-Schmuggeler unter dem Sozialistengesetz zu berichten, und der Schmuggler war eine Berühmtheit der Geisteswelt.

Im Jahre 1886 weiste ich, nach Absolvierung meiner Universitätsstudien und Militärdiensten, in Bukarest als Hauslehrer. Schon als Bonner Fuchs, besonders infolge meines freundlicherlichen Verkehrs mit dem „Arbeiterphilosophen“ Josef Dieckgen, war ich in die Ideenwelt des Sozialismus eingedrungen, obwohl dessen wertvollste Schriften verboten waren. Hatte ich längst danach geträumt, Lassalles Werke kennen zu lernen, so fand ich erst im Ausland dazu Gelegenheit. Ich ließ mir die „Sämtlichen Schriften“ dieses Volkstribunen aus Newyork nach Bukarest kommen, und sie verfehlten nicht ihre zündende Wirkung. Eine Reise nach Konstantinopel sollte meinen Aufenthalt in Rumänien krönend abschließen, dann wollte ich wieder heim ins gute Deutsch-

land, getrieben von jener Sehnsucht nach „Sauerkraut und blonden Predigerstöckern“, die selbst dem halbfranzösischen Verfasser des „Winternärrchens“ nicht erspart geblieben. Beim Packen meiner Habe starnte ich auf Lassalles Schriften. Wie sollte ich die nach Deutschland bringen? Meinem Handkoffer, der als Frachtgut nach Berlin ging, konnte ich sie nicht anvertrauen, weil ihn die Zollbeamten durchsuchen würden. Im Handkoffer, den ich zunächst mit nach Konstantinopel nahm, waren sie nicht minder gefährdet, sobald ich über die Deutsche Grenze wollte — falls nicht bereits türkische oder russische (ich wollte gern über Russland reisen) Douaniers die Konfiskation vorgenommen hätten. Einen Ausweg aus der Kleidung brachte der Zufall — wie ja überhaupt ein junger Mensch, der gern neue Beziehungen sucht, des öfteren „Dufel“ hat. Ich hörte, Heinrich Kiepert, der berühmte Geograph, Professor an der Universität Berlin, sei in Bustaref, wolle ebenfalls nach Konstantinopel, des Weiteren auch noch eine kartographische Expedition durch Anatolien unternehmen. Ich stellte mich ihm vor und gewann seine Sympathie, so daß er mir vorschlug, gemeinsam mit ihm zu reisen. Kleine praktische Dienste, die ich ihm nun erwies, wie Knopf-Annähen, Reparieren seines Thermometers, sogar seines Zahngesäßes, veranlaßten ihn, mich zum Begleiter und Helfer für seine anatolische Expedition zu gewinnen. Ich war vergnügt wie der Baumkönig des Märchens, als dieser, ins Gefieder des Adlers verkrochen, sich zur Höhe tragen ließ. Wäre bloß nicht das verflixte Sozialistengesetz gewesen und die Sorge um meinen teuren Lassalle! Durfte ich es wagen, Kiepert um Rat anzugehen? Würde der Königlich Preußische Professor und nationalliberale Patriot nicht entrüstet abrücken, sobald er hörte, was für rote Kontrebande ich im Koffer führte?

Aber was geschah? In einer politischen Unterhaltung entpuppte sich Kiepert als ein schroffer Gegner Bismarcks, und da ich auf das Sozialistengesetz hindeutete, wurde er geradezu wütend über diese „verlogene Mache“, diese „schmachvolle Geisteskrankheit“ — so oder doch ganz ähnlich drückte er sich aus. Nun holte ich aus meinem Handkoffer den Lassalle: „Dies ist nichts als Geist, und was für welcher — das werden Sie ohne Weiteres anerkennen, Herr Professor! Nun raten Sie mir: Wie bringe ich diesen Geist über die vor „Ulmsturz“ streng behütete deutsche Grenze?“ — „Sehr einfach!“ entgegnete Kiepert schlagfertig; „geben Sie mir den Lassalle, und wenn Sie in Berlin sind, holen Sie ihn von mir ab.“ Ich fragte nicht lange „wie so“, vertrauenvoll gab ich Lassalle dem hilfsbereiten Mannen der Wissenschaft, und mir plumpste ein Stein vom Herzen.

Nach förmlichen Streifzügen, die uns zu Pferde durch fast unbekannte Gegenden Anatoliens geführt hatten, war ich über Schwarze Meer und dann durch Russland gereist; als endlich in Schlesien grünrödige Zollbeamten meinen Koffer durchschnüffelten, fanden sie nichts Anstoßiges darin — nur eine türkische Pfeife, für die ich 22 Pfennige Zoll bezahlen mußte. Ich lächelte, seines Werke summten mir durch den Sinn:

„Yhr Toren, die ihr im Koffer sucht —
Hier werdet ihr nichts entdecken!
Die Kontrebande, die mit mir reist,
Die hab ich im Kopfe stecken.“

Aus dem Kopfe sind mir in der Tat etliche Neubereien entsprungen. Deren Jüngste, betitelt „Das Gefängnis zum Preußischen Adler, eine selbstlerbte Schildbürgerei“, erzählt unter anderem von einer „ollen Konservenküste“, aus der verstaubte, uralte Kabinetsordres hervorgerakmt werden und schließlich Sankt Bürokratus als gespensterhafter Aktuarius hervorsteigt. In einem preiswürdigen Gegenstück zur preußischen Konservenküste, nämlich in einer Kiste, die mit dem Reichsadler geziert war, ist vor 28 Jahren mein Lassalle ins Deutsche Reich geschmuggelt worden. Eine gewaltige Eisenküste war's und gehörte der kaiserlich deutschen Gesandtschaft in Konstantinopel. Auf der Eisenbahn pflegte sie zwischen Berlin und Konstantinopel hin und her zu fahren, ohne daß sie von irgend einer Grenzbehörde geöffnet werden durfte. Ihr Inhalt waren politische Akten und allerlei Gebrauchsgegenstände, die prompt, zollfrei, ja kostenlos befördert wurden. Aus Gefälligkeit tat der deutsche Gesandte gelegentlich auch Pakete befremdeter oder hochanhnlicher Personen in die safroshantke Eisenküste, und diese Gelegenheit nutzte Kiepert, um meinen Lassalle an seine Adresse nach Berlin zu befördern. Als ich etliche Wochen später die Wohnung des guten Professors Kiepert in der Lindenstraße besuchte, gab er mir schmunzelnd mein Eigentum — die staatsgefährliche Ideenbombe „Lassalle“ unter dem Schutz des Reichsadlers zum Herzen des Vaterlandes geschmuggelt. Ich dachte an die Posse vom alten Nachtwächter, dessen junges Weib mit einem Galan techtelnichtet; der Gatte läuft eifersüchtig zwischen den beiden hin und her und befördert ahnungslos die Liebesbriefe, die ihm auf den Rücken geheftet sind. — Sei kein tölpelhafter Nachtwächter, Staat; man überlistet dich doch, und du hast zum Schaden noch den Spott.

„Denn die Gedanken
Zerbrechen die Schranken
Der Tyrannie —
Die Gedanken sind frei!“

Uebrigens wird's nicht allzu lange mehr dauern, und allgemein ist die Praxis jener Eisenküste, die zollfrei, unverzüglich, safroshant zwischen den Völkern, zwischen allen Menschen hin und herfährt und nebst andern netten Gütern erlösende Gedanken mitteilt.

Streiflichter.

Die staatliche Unterstützung der Kirchen in Preußen ist von Jahr zu Jahr gewachsen. Die evangelische Kirche in Preußen einschließlich der Militärseelsorge erhält heute vom Staat 30 587 477 Mk., die katholische Kirche 11 705 095 Mk., insgesamt wird also heute für die Zwecke dieser beiden bevorrechtigten Kirchen in Preußen die Summe von 42 293 572 Mk. ausgegeben. Damit ist die materielle Unterstützung der privilegierten Kirchen durch öffentliche Körperschaften aber noch lange nicht erschöpft, denn sie werden von einzelnen Gemeinden mit Zuschriften verschenkt, die sich in ihrer Gesamtheit nicht feststellen lassen. Die Leistungen des preußischen Staates für die evangelische Kirche betrugen 1879 beim Zusammentritt der ersten Generalsynode nur 4 Millionen Mark, im Jahre 1910 bereits 10 Millionen Mark, und jetzt 30½ Millionen Mark. Alle diese Zuschriften des Staates an die beiden Kirchen finden ihre rechtliche Begründung nicht in einem alten Dotationsrecht, nicht in den Säkularisationen im Anfang des vorigen Jahrhunderts. Ebensoviel beruht die rechtliche Sicherheit dieser Zuschriften von Seiten des Staates auf den Kabinettsordnern vom 28. Februar oder vom 28. März 1845 oder vom 15. Januar 1847. Auch kann man sich nicht auf den früheren § 15 in der preußischen Verfassung berufen. Vielmehr liegt die Sache so, daß es sich allerdings um dauernde, aber nur um eine zeitige staatsrechtliche Bindungen handelt, und daß der Rechtsgrund für diese Aufwendungen nicht irgend einem bestimmt, den Staat verpflichtenden Rechtsaft besteht, sondern in einem Staatsgewohnheitsrecht. Umso beachtenswerter ist es bei diesen starken Zuschriften, die der Staat den Kirchen gibt, daß den politischen Organen, die diese Gelder bewilligen, jede Kontrolle über die Verwaltung und Bewertung dieser Mittel entzogen ist. Außerdem führt das Kirchenregiment über die öffentlichen Zuschriften keine öffentliche Rechnung. Diese privilegierten Kirchengemeinschaften besitzen in Preußen Staatsinkommensteuerfreiheit und Vermögenssteuerfreiheit des Kirchenvermögens, Gemeindeeinkommensteuerfreiheit von gottesdienstlichen Gebäuden und Pfarrhäusern, Gemeindegrund- und Gebäudesteuerfreiheit für gottesdienstliche Gebäude unmittelbar diesem Zweck dienende Grundstücke. Ferner sind sie von allen staatlichen Stempelsteuern und manchen anderen Abgaben ausdrücklich befreit. Die materielle Unterstützung der Kirchen ist also alles in allem gerechnet in Preußen mit wenigstens 50 Millionen Mark zu veranschlagen, eine Summe, die sich schon sehen lassen kann.

Mehr Pfarrstellen als Volksschulen! Der vorliegende preußische Kultussetat enthält manche interessante Zahl, die unsere politischen Verhältnisse sehr eindeutig kennzeichnen. So ist es interessant zu erkennen, daß in Preußen für die Errichtung neuer Pfarrstellen die Summe von 16 000 000 Mk. für die Errichtung und Begründung neuer Schulstellen dagegen 12 000 000 Mk. gefordert werden. Das alles zu derselben Zeit, wo angefischt der Kirchennot die Geistlichkeit selber einen Rotschrei nach dem andern austößt über die zunehmende Verödung der Kirchen in den Städten und auf dem Lande.

Ein würdiger Diener seines Herrn. In dem Städtchen Bösen meinte in der Diskussion einer Kirchenausstrittsversammlung der Superintendent des Ortes, Schmidt, als Diener seines Herrn Jesu Christ, der mit Milde über die Erde gewandelt sei, dürfe er nicht scharf reden, sondern müsse milde sein. In seltsamer Anwendung solcher christlichen Milde meinte er dann, an Orten, wo das Christentum noch fest im Volke wurzle, werde man die Medener des Unglaubens mit Künsten fortjagen. Die ihm gewährte Medefreiheit mißbrauchte er zu einer heimliche zweistündigen Mede, sodaß man seinem wegen gezwungen war, die Versammlung zu verlassen. Bei der Fortsetzung hatte der Seelenhirte aber Urlaub und konnte nicht anwesend sein. Selbst der ihm unterstellte zweite Geistliche, Bölfte, konnte nicht umhin in dieser Versammlung zuzugeben, daß der Herr Superintendent sich „verhauen“ habe, während er dem Referenten für seine Sachlichkeit Dank zollte. Er meinte sogar, daß die Arbeiter es nicht so gut wissen könnten wie die Pastoren, wieviel an der Staatskirche auszusezzen sei. Das läßt tief blicken!